

# Erinnerungen aus dunkler Zeit

Autor(en): **Friesländer, Berty**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **79 (1970)**

Heft 8

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974996>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Erinnerungen aus dunkler Zeit

Berty Friesländer

*Am 22. Oktober 1940 wurde eine jüdische Familie aus Gailingen in Baden nach Frankreich in das Konzentrationslager von Gurs deportiert — eine Familie unter Tausenden, welche in diesen Lagern furchtbare Monate verbrachten und zum Teil in den Gasöfen der Nazis endeten, während nur wenige, die diesem Schicksal entgingen, die Entbehrungen und Belastungen des Lageraufenthaltes überlebten. Berty Friesländer gehört zu diesen. Sie hat ihre Erlebnisse in den Lagern von Gurs und Rivesaltes aufgezeichnet und ihnen den Titel «Die Nächstenliebe» gegeben, denn neben Grausamkeit, Missgunst, Feigheit durfte sie doch auch Hilfsbereitschaft und Aufopferung erleben. In diesem Sinne, als Zeugnis der Kraft der Menschenseele, aber auch als Mahnung, ein waches Gewissen zu bewahren, damit allen Anfängen der Missachtung irgendeiner Menschengruppe geweht werde, bringen wir den Bericht von Berty Friesländer zum Abdruck.*

Nachdem wir in den Jahren 1940—1941 während sechs Monaten in dem grauensvollen, berüchtigten Konzentrationslager Gurs in Südfrankreich geschmachtet hatten, hiess es plötzlich, dass wir der besseren Lebensbedingungen wegen nach Madagaskar versetzt würden. Jedes Gerücht, das gerade im Umlauf war, wurde von uns gierig aufgenommen, besonders wenn wir glaubten, daraus neue Hoffnung schöpfen zu dürfen. Die Diskussionen über mögliche Veränderungen bewahrten uns wenigstens vor völliger Gleichgültigkeit und Abstumpfung. Wie bei anderen Gerüchten wurde es auch um den Madagaskar-Plan wieder still. (Er soll aber tatsächlich bestanden haben.) Doch eines Tages hiess es wieder, dass Familien mit Kindern versetzt und in ein sogenanntes Familienlager kommen sollten. Dort würden wir in richtigen Häusern wohnen, dort befänden sich Spitäler, Schulen und Spielplätze. Bald darauf erging der Befehl an die Eltern mit Kindern, sich bis in zwei Stunden zum Abtransport bereitzuhalten. Nun, das war Zeit genug, um unsere paar Habseligkeiten einzupacken. Bei unserer Deportation aus Deutschland, im Oktober 1940, hatten uns die Häscher kaum dreissig Minuten Zeit gelassen. Das Wenige, das wir von damals noch besaßen, war längst zerschissen und zerrissen, mussten wir uns doch allabendlich in den Kleidern aufs Strohlager legen, oder man hatte entbehrliche Stücke für eine Ration Brot oder andere Lebensmittel eingetauscht. Neben dem fortwährenden quälenden Hunger erschien einem jede Aeusserlichkeit und Eitelkeit belanglos.

An jenem Morgen also begaben wir uns mit unseren zerbeulten Koffern, Taschen, Schachteln oder auch nur mit

einem Bündel am Arm zur Sperre des Drahtverhaus, wie er sich um jeden Barackenblock und um das ganze Lager zog. Stunde um Stunde verging, ohne dass sich etwas ereignete; der Befehl hiess: Warten! Wir waren ohne das sogenannte Frühstück entlassen worden, das aus einem Getränk aus gerösteten Kürbiskernen ohne Milch und Zucker und der Tagesration an Brot bestand. Unsere Kinder weinten und verlangten nach Nahrung. Allein, wir hatten ihnen schon gestern oder vorgestern den letzten Notvorrat, aus einem Liebesgabenpaket herrührend, oder das Stückchen Brot, das wir uns für sie vom Munde abgespart, gegeben. Endlich, wir mochten drei Stunden auf dem Boden oder auf unserem Gepäck gekauert haben, erschien das Auto mit dem roten Kreuz auf weissem Feld, und aus riesigen Kesseln wurde Suppe in unsere Blechnäpfe oder leeren Konservendosen geschöpft, dazu ein Trunk frischen Wassers verteilt. Die Kinder erhielten als Wegzehrung sogar noch etwas Ovomaltine und Vitamintabletten.

Plötzlich hörten wir das Herannahen der Lastwagen. Eine Kolonne grosser grauer Camions fuhr bis vor die Stacheldraht-Absperrung, hinter der wir wartend standen. Knappe, schneidende Befehle schwirrten durch die Luft, unser «Gepäck» wurde zusammengerafft und in die Anhänger verstaute, dann stiess und trieb man uns in die halbdunklen Wagen, die an den beiden Längsseiten mit je einer Sitzbank versehen waren. Diese blieben den Müttern mit Kleinkindern überlassen. Die übrigen Mitfahrenden standen in halbgebückter Haltung dicht aneinandergedrängt, oder sie setzten sich, wenn das möglich war, in einer Ecke auf die Planken. Neben dem Fahrer nahmen zu unserer Bewachung und Begleitung je zwei bewaffnete Uniformierte Platz.

«Au revoir! Bon voyage!» rief uns das Lagerpersonal zu, aber wir hörten es kaum noch, denn schon wurden die Türen unsrer Käfige krachend zugeschlagen und natürlich fest verriegelt. Dunkelheit umfing uns, die Kinder begannen zu schreien und wollten aussteigen; wir hatten die grösste Mühe, sie zu beruhigen. Endlich hatten sie sich in einen unruhigen Schlaf geweint. Wir fuhren, fuhren, fuhren und wussten nicht, wann und wo wir endlich anhalten würden. Weit mehr noch als der Hunger, der ja unser steter Begleiter war, quälte uns der Durst. Die Zunge klebte uns am Gaumen, die Kehle war wie ausgebrannt, und manch einer von uns war einer Ohnmacht nahe.

«Mut! Durchhalten!» riefen wir einander zu, «bald werden wir es besser haben — ein Weilchen noch, es geht alles vorüber!» Die Hoffnung auf eine Verbesserung unserer Lage war es, die uns diese entsetzliche Fahrt, die zweite Deportation, überstehen liess. Doch noch lag die Zukunft dunkel vor uns. Die Stunden verrannen, wir wussten nicht, ob es

noch Tag, ob es schon Nacht geworden war. Plötzlich gab es einen Ruck, unser Wagen hielt an, die Türe wurde aufgerissen, und wir kletterten heraus. Es war Nacht. Wir befanden uns auf freiem Felde, neben einem Bahngeleise.

Als sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, gewahrten wir etwa zehn Eisenbahnwagen. In diese alten, zum Teil fensterlosen Wagen wurden wir etwa eine halbe Stunde später, ohne eine Verpflegung erhalten zu haben, verfrachtet. Endlich konnten wir unsere armen Kinder zum Schlafen auf die Bänke legen, während wir Erwachsenen meist standen oder uns auf dem unsauberen Boden niederliessen. Trotz der Uebermüdung konnten wir nicht schlafen. «Ratatat, ratatat, ratatat» — sollte diese Höllenfahrt denn nie ein Ende nehmen? Manch einer wischte sich verstohlen Tränen der Verzweiflung aus den Augen, aber wir sprachen einander Mut und Gottvertrauen zu. Man kaute Papier, um überhaupt einmal etwas zu kauen, einige schimpften und lästerten über Gott und die Welt, nur um ihrem übervollen Herzen irgendwie Luft zu machen. Dann wieder erzählte man sich Witze und Anekdoten aus vorsintflutlichen Zeiten, man summte und piffte alte Schlagermelodien, rezitierte Heine, Schiller und Goethe, und in meiner tieftraurigen Stimmung sang ich, als Parodie auf unser Elend, das «Lache, Bajazzo!» — bis mein Singen im Weinen erstickte.

Wir mochten nun etwa vierzehn Stunden unterwegs gewesen sein, als der Eisenbahnzug mit einem Ruck stillhielt. Die Wagentüren wurden aufgerissen, Befehle schrillten, wir wurden wie eine Viehherde hinaus und in bereitstehende Lastwagen getrieben, die uns an den neuen Bestimmungsort brachten. Hier erfuhren wir endlich, wo wir uns befanden: in Rivesaltes, in den Pyrenäen. Welche Enttäuschung nach den Versprechungen, die man uns vor der Abreise gemacht hatte! Die «Steinhäuser» waren vom Tageslicht kaum erhellt, kahle Blöcke mit steinernen Fussböden, schadhafte Dächern, möbliert mit verfaulten Holzpritschen, alles schmutzig und voll Ungeziefer. Wiederum wurden Männer und Frauen getrennt untergebracht, die Kinder mussten zum Essen in eine besondere Baracke gehen, aber was man ihnen dort vorsetzte, spottete jeder Kritik; dazu gab man ihnen zu jeder Mahlzeit Wein, was verheerende Folgen hatte. Es ging lange, bis es den Müttern gelang, Abhilfe zu schaffen. Immer wieder geschah es, dass sich ein Internierter beim abendlichen Appell etwas verspätete oder dass jemand sich räusperte oder husten musste; dann wurde als Strafe am nächsten Tage allen Insassen der Baracke die Verpflegung ganz oder teilweise vorenthalten. In solchen Fällen teilten dann die Schicksalsgefährten aus den Nach-

barbaracken ihre ohnehin schon karge Ration mit den Betroffenen.

Durch die immer häufiger auftretenden Krankheiten, Unterernährung und Entbehungen wurden unsere Kinder immer anfälliger, verloren an Gewicht, spielten und sangen fast nicht mehr, wurden apathisch und missläunig. Ein aus Brüssel gekommener jüdischer Arzt polnischer Abstammung, der wie alle internierten Aerzte im Konzentrationslager seinen Beruf ausübte, erkannte die grosse Gefahr, der unsere Kinder ausgesetzt waren. Er war es in erster Linie, der das Internationale und im besonderen das Schweizerische Rote Kreuz zur Rettung unserer Kinder und Jugendlichen aufrief und mit diesem Appell glücklicherweise auch Erfolg hatte. So geschah es, dass in ganz Südfrankreich wegen des Kriegsgeschehens verlassene und verwahrloste Villen und Häuser in Besitz genommen oder gemietet und als Entbindungsheime, als Kinderkrippen und vor allem als Heime für kleine und grössere Kinder verwendet wurden. Auch die Einrichtungen bestanden aus verlassenen Besitz oder Spenden; die Bettchen und Kleinmöbel wurden von tüchtigen hilfreichen Händen — es befanden sich viele Facharbeiter unter den Häftlingen — hergestellt. Dann erging der Aufruf des Roten Kreuzes an die Familien, ihm ihre Kinder zur Obhut und Betreuung zu übergeben. Die Zusage musste rasch erfolgen, da die Aufnahmemöglichkeiten in den soeben entstandenen Heimen sehr begrenzt waren. Wie die meisten Mütter, sträubte ich mich zunächst, mich von meinem erst dreieinhalbjährigen Bübchen zu trennen, doch war ich mir auch der ganzen Verantwortung eines Neins bewusst. Noch konnte ich in diesem Zwiespalt meinen kranken Mann um Rat fragen, der, an Flecktyphus und Hungerödem leidend, in eine der elenden Lazarettbaracken verbracht worden war, wo ich ihn fast täglich besuchen, aber nicht pflegen durfte. Er war seelisch gebrochen und glaubte nicht mehr an unsere Rettung. So schwer auch ihm die Trennung von dem Knaben fiel, sprach er mir doch zu, den für das Wohl des Kindes nötigen Entschluss zu fassen. Am 11. Dezember 1941 wurden dann die Kinder aus unserem Lager, darunter auch unser Söhnchen, von Helferinnen des Schweizerischen Roten Kreuzes abgeholt und in ein Heim nahe der spanischen Grenze gebracht.

Als ich am nächsten Tag meinen Mann besuchte, fragte er sogleich nach meinem Entschluss. Ich sagte es ihm, hatte aber nicht den Mut, ihm zu erzählen, dass sich die schmerzliche Trennung bereits vollzogen hatte. Als ich mich am folgenden Morgen früh auf den Weg zur Krankenbaracke machte, um meinem Mann etwas Stärkendes, das ich erbettelt hatte, zu bringen, fand ich ihn tot auf einer Schütte

Stroh auf dem Steinboden liegend — niemand hatte mich benachrichtigt.

So stand ich denn allein und verlassen inmitten des Elends eines Konzentrationslagers, heimatlos, staatenlos. Von diesem Tage an war mein Leben nur noch ein Vegetieren, jedoch die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit meinem Knaben stärkte meinen Willen zum Durchhalten. Zwei Wochen später wurde ich zusammen mit einigen anderen Müttern, deren Kinder sich ebenfalls in Banjuls befanden, zu unserem Blockchef gerufen. Er eröffnete uns, dass wir morgen, am Weihnachtstag, zu unseren Kindern fahren dürften und überreichte uns einen für zwei Tage geltenden Passierschein. Konnten wir so viel Freude und Glückseligkeit noch fassen?

Die Reisevorbereitungen waren bald getroffen. Festtagskleider besaßen wir nicht. Was wir noch unser eigen nannten, waren zerschlissene Fetzen; das einzige Paar Schuhe war ausgetreten und durchlöchert. Was machte uns das schon aus, da wir doch bald unsere Kinder wiedersehen und umarmen würden! Am anderen Morgen um fünf Uhr, es war noch stockdunkel, traten wir zu viert den weiten Weg zur Bahnstation an. Der Schnee knirschte unter unserem dünnen Schuhwerk, wir zitterten vor Kälte, denn wir waren nur mangelhaft bekleidet, und kein warmes Frühstück hatte uns vor dem Aufbruch gestärkt und erwärmt. Sobald wir den hohen Wachturm und den Stacheldrahtverhau hinter uns gelassen hatten, begannen wir zu laufen und wurden fast übermütig, fühlten wir uns doch endlich wieder einmal als freie Menschen. Der Tag war bereits angebrochen, als wir die Bahnstation des Dorfes Rivesaltes erreichten. Auf dem Bahnsteig trafen wir festlich gestimmte, gut gekleidete Reisende, alle mit Koffern und Geschenkpäckchen beladen. Der Zug fuhr ein, wir bestiegen ein Abteil und setzten uns alle vier eng aneinander gedrängt auf eine Bank; denn wir wollten beisammen bleiben. Wir merkten, dass wir von allen Seiten gemustert wurden. In unserem ärmlichen Aufzug, die abgewetzten Handtäschchen und Kofferchen auf den Knien haltend, musste uns jedermann ansehen, woher wir kamen. Bald begann denn auch das Frage- und Antwortspiel. Wirklich, das Volk wusste nicht viel über das Leben, das wir in den Internierungslagern führen mussten. Man zeigte Mitleid, aber man zuckte nur die Schultern — was hätte man auch unternehmen können? Man ging zur Tagesordnung über und verzehrte seine belegten Brote und das Weihnachtsgebäck, denn — trotz Rationierung — heute war ja Festtag. Wir Frauen aber waren zu stolz, zu erzählen, dass wir seit gestern keinen Bissen mehr gegessen hatten.

Gegen Mittag erreichten wir endlich unser Reiseziel. Und dort, auf dem Bahnsteig von Banjuls-sur-Mer — war es Wirklichkeit oder Traum? — standen unsere Kinder mit ihrer Betreuerin. Stumm schlossen wir sie in die Arme. Wie gut sie wieder aussahen! In ihren aus Wolldecken hergestellten langen Pluderhosen, dicken Pullovern und bunten Mützen gemahnten sie an kleine Teddybären. Ihr Plaudern, das bereits mit französischen Ausdrücken vermischte Deutsch, klang wie Musik in unseren Ohren. Natürlich litten sie alle mehr oder weniger unter Heimweh und glaubten, dass wir gekommen seien, um sie abzuholen. Oh, wie mussten wir sie enttäuschen!

Im Kinderheim wurden wir von der Leiterin, einer Genferin, sowie dem übrigen Personal, das durchwegs aus freiwilligen Helferinnen bestand, empfangen, als ob wir hohe Gäste wären. Die Tische im Speisesaal waren weiss gedeckt, mit Tannengrün und Christrosen geschmückt; neben jedem Gedeck lag eine Orange, in der ein brennendes Kerzlein steckte. Die kleinen Buben und Mädchen trugen hübsche Festtagskleider, die aus den Liebesgaben-sendungen des Schweizerischen Roten Kreuzes stammten. Während man die Kleinen, die bereits gegessen hatten, einstweilen ins Spielzimmer verbannte, bat man uns Mütter zu Tisch. Fast andächtig nahmen wir das uns mit grosser Herzlichkeit dargebotene reichliche Mittagsmahl ein. Da wir Frauen auch im grössten Elend unsere gute Kinderstube nicht vergessen hatten, bemühten wir uns, die grosse Gier zu meistern. Man sollte nicht merken, wie ausgehungert wir waren. Nach dem Essen liess man uns mit den Kindern allein. Während wir zusammen Verstecken spielten, entdeckten wir unter den Kindertischen und -stühlchen Speiseabfälle aller Art. Keiner, der in seinem Leben nicht schon gehungert hat wie wir, wird es verstehen, dass wir es uns nicht versagen konnten, diese Abfälle aufzuheben und aufzuessen, denn noch immer quälte uns der Hunger. Ich entsinne mich noch gut, dass ich einige heruntergefallene Makkaroni in mein Taschentuch einpackte, um sie als Wegzehrung auf die Rückreise mitzunehmen.

Trotz allem Menschenunwürdigen, trotz aller Drangsal und dem Unrecht, das uns Naziopfern geschah, hatte ich den Glauben an die unsterbliche Liebe und Güte von Mensch zu Mensch nicht ganz verloren. Die beiden Weihnachtstage im Kinderheim der Schweizer Kinderhilfe in Banjuls halfen mir, diesem Glauben an das Gute treu zu bleiben. Das Schweizerische Rote Kreuz konnte durch den selbstlosen Einsatz seiner Helfer in jenen leiderfüllten Tagen unsere Kinder vor dem Schlimmsten bewahren. Nächstenliebe zu üben, soll stets unser heiligstes Gebot sein, auf dass Friede auf dieser Erde einkehre.